

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1991-1992)
Heft: 40

Artikel: Sexuelle Identität : ein Politikum
Autor: Hänsch, Ulrike
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054150>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SEXUELLE IDENTITÄT – EIN POLITIKUM



«FEMINISMUS IST DIE THEORIE, LESBIANISMUS DIE PRAXIS.» LESBEN UND HETERAS, POLIT-LESBEN UND SUB-LESBEN – WAS VORDERGRÜNDIG NICHTS ALS INDIVIDUELLE SEXUELLE PRÄFERENZ ZU SEIN SCHEINT, GIBT INNERHALB DER FRAUEN- UND LESBENBEWEGUNG IMMER WIEDER ANLASS ZU AUS- UND ABGRENZUNGEN IM NAMEN DER «REINEN FEMINISTISCHEN LEHRE». WELCHES SIND DIE GRÜNDE FÜR DIESE MORALISCHEN VORSTELLUNGEN UND HIERARCHISIERUNGEN UND IN WELCHEM ZUSAMMENHANG STEHEN SIE ZU GRANDIOSITÄTS- UND OHNMACHTSGEFÜHLEN? DER NACHFOLGENDE ARTIKEL IST DIE LEICHT GEKÜRZTE FASSUNG DES REFERATS VON ULRIKE HÄNSCH, DAS SIE AM 6. SEPTEMBER 1991 IN DER FRAUENÉTAGE DES QUARTIERZENTRUMS KANZLEI IN ZÜRICH IM RAHMEN DES LESBENZYKLUS «FRAUENLIEBE IM SUBTEMBER» GEHALTEN HAT.

Es gibt eine Haltung lesbischer Frauen, die eine Form von Grandiosität darstellt, die mich ärgert und die verbunden ist mit der Formulierung von moralischen Hierarchien. Moralische Hierarchien zwischen Lesben und heterosexuellen Frauen und zwischen feministischen Lesben und «apolitischen» Lesben.

Sabine Hark schreibt in den «Beiträgen zur feministischen Theorie und Praxis», 25/26 1989, von einer Veränderung lesbischer Selbstbilder, sie spricht von «Anzeichen eines gewachsenen lesbischen Selbstbewusstseins», das «lesbisch» nur

als einen Identitätsaspekt unter vielen betrachtet und das Unterschiede zwischen Frauen als überlebensnotwendig wahrnimmt und für notwendig erachtet, die Kategorie Differenz in lesbisch-feministischer Politik und Identität zu integrieren.

Dieser Beobachtung stimme ich zu und schränke sie gleichzeitig ein. Denn parallel ist ein Festhalten an den altbekannten Formeln des «Feminismus ist die Theorie, Lesbianismus ist die Praxis» zu beobachten, die mit den Jahren nicht unbedingt sinnvoller werden.

In Gesprächen und Diskussionen unter

Lesben tauchen immer wieder Vorstellungen von «richtigen» Lesben und «richtigen» Feministinnen auf, die – im Grunde identisch – glauben, ihr Leben zumindest grundsätzlich gereinigt zu haben vom patriarchalen Müll. Beziehungen zu Männern werden als alleiniger Indikator für das Verstricktsein von Frauen ins Patriarchat angenommen. So tragen Lesben manchmal eine Aura von moralischer Reinheit und Grandiosität vor sich her, die ärgerlich und politisch gefährlich ist, weil diese überhöhte Vorstellung vom eigenen Selbst auf Selbsttäuschung und auf Kosten anderer Frauen aufbaut.

IM NAMEN DER «REINEN LEHRE»

Es bilden sich Ausgrenzungen und Hierarchisierungen nicht nur zwischen lesbischen und heterosexuellen Frauen, sondern auch zwischen feministischen Lesben und Lesben, die die Entscheidung, Frauen zu lieben, als reine «private» Entscheidung auffassen und kaum eine politische (d.h. feministische) Haltung damit verbinden. Hier entsteht die Vorstellung von einer «richtigen» Lesbe, die sich von einer lediglich homosexuellen Frau, die zwar Frauen liebt, aber darüber hinaus an die Gesellschaft völlig angepasst lebt, grundsätzlich zu unterscheiden meint.

Es ist offensichtlich schwierig, diese anderen Frauen, die von Feminismus weder viel wissen noch viel wissen wollen, in ihren Möglichkeiten zu sehen und wahrzunehmen, wie politisch relevant diese von den Frauen selbst als «privat» definierte Entscheidung trotzdem ist, keine Liebesbeziehung zu einem Mann zu leben, sondern zu einer Frau. Die «sexuelle Vorliebe» bleibt doch kaum nur sexuelle Vorliebe. Es bleibt von höchster gesellschaftlicher Brisanz, wenn Frauen Frauen lieben und nicht Männer – und selbst wenn sie es nur ganz privat tun, selbst wenn sie es nicht mit aller Entschlossenheit und Offenheit tun, selbst wenn sie sich in vielen anderen Lebensbereichen anpassen, treten sie in dieser einen wichtigen patriarchalen Frauenpflicht, der Liebe und Treue zum Mann – privat, aus der Rolle.

Dies soll jedoch nicht ausschliessen, dass ein angepasstes Verhalten, dass Handlungen, die Frauen schädigen und die männliche Herrschaft stützen und legitimieren, als solche erkannt und kritisiert werden sollten – egal wer die Handelnde ist. Jedoch es scheint mir oft zu übereilt, wie Frauen in die Kategorie «angepasst» sortiert und abgewertet werden. Denn klar ist, dass der gesellschaftliche Druck auf lesbische Frauen, die nicht in der Frauenbewegung beheimatet sind, häufig so gross ist, dass er manchmal fast abstruse Formen der Überanpassung in anderen Lebensbereichen hervorbringt.

Deutlich wird, dass Frauen, die durch ihre Frauenbeziehungen aus der Rolle, aus der gesellschaftlichen Normalität herausfallen, natürlich auch eine soziale Heimat brauchen und sie diese um den Preis der Überanpassung an gesellschaftliche Normen doch noch zu erlangen versuchen. Denn es ist gar nicht ihr Interesse, sich eine andere Heimat als diese Gesellschaft zu suchen, sie möchten in dem ihnen vertrauten Kreis anerkannt werden und stimmen einerseits auch patriarchalen Werten und Normen zu, zu denen sie andererseits doch (auch) konträr leben. Es ist diese Ambivalenz in ihren Handlungen, die es kaum möglich macht, sie einzuordnen in diese eindeutigen Definitionen von «frauenidenti-

fiziert» und «widerständig» oder «angepasst».

IM NAMEN DER «REINEN PRAXIS»

Ich möchte mich nun der nächsten Abgrenzungslinie feministischen Lesbianismus nähern, hinter der die heterosexuelle Feministin verortet wird. Wobei im Grunde hier schon – bei der Bezeichnung – das Problem anfängt: Denn kann eine heterosexuelle Frau überhaupt Feministin sein? Zugegebenermassen ist dies nicht gerade eine der neuesten Fragen der Frauenbewegung. Es gibt sie seit Jahren, aber – und das sollte eine eigentlich wundern – die Frage wird weiterhin relativ variationslos diskutiert bzw. es wird eher stillschweigend mit der negativen Beantwortung dieser Frage («Feminismus ist die Theorie, Lesbianismus ist die Praxis») gehandelt. Dies passiert zwar nicht mehr ganz so platt, wie es Weiland Ti-Grace Atkinson formulierte, aber die Vorstellung von der besseren lesbischen Feministin schimmert als Hintergrund so mancher Äusserung hervor.

Dies wird beispielsweise deutlich in einem Aufsatz von Barbara Gissrau (in den Beiträgen 25/26 1989), in dem sie lesbische und heterosexuelle Identitätsbildung aus psychoanalytischer Sicht vergleicht. So ist es durchaus wichtig, auch neuere Pathologisierungen lesbischer Lebensform zu entlarven und zurückzuweisen. Aber ist es wirklich nötig, dies mit einer am Rande angemerkten Abwertung weiblicher Heterosexualität zu verbinden, wie es m.E. die folgenden Sätze zum Ausdruck bringen: «Heterosexuelle würden demnach länger in der symbiotischen, undifferenzierten Verschmelzungsphase mit der Mutter leben, was eine verzögerte Ich-Entwicklung, grössere Schwierigkeiten mit Trennung und Autonomie und eine geringere sexuelle Besetzung des Liebesobjekts zur Folge haben könnte. Im Erwachsenenalter wäre weibliche Heterosexualität mit geringeren sexuellen, dafür aber mit grösseren Abhängigkeitswünschen verbunden.» (Gissrau 1989, S. 141)

Die Frauen mit der heterosexuellen Objektwahl erscheinen in diesen Sätzen als zumindest defizitär. Und auch hier frage ich mich, welchen Sinn hat diese psychologische Hierarchisierung? In der Vergangenheit waren es bekanntermassen immer die Lesben (und schwulen Männer), denen von ÄrztInnen und PsychologInnen eine defizitäre psychische Entwicklung unterstellt wurde und denen die grösseren Schwierigkeiten mit Trennung und Autonomie zugeschrieben wurden (vgl. z.B. Helene Deutsch). Es kommt mir nun wie eine Genugtuung vor, wenn diese Urteile endlich mal zurückgegeben werden können.

Jedoch wird bei dieser Haltung ein Teil als das Ganze genommen: Die heterosexuelle Beziehung ist sicherlich Ausdruck

einer emotionalen und sozialen Verstrickung ins Patriarchat. Aber dies muss nicht zwangsläufig heissen, dass heterosexuelle Frauen generell stärker verstrickt sind in patriarchalen Verhältnissen als Lesben und sie deshalb per se die schlechteren Feministinnen seien. Es gibt noch unendlich viele andere Formen der Verstrickung und Einbindung von Frauen in patriarchale Strukturen, die sich nicht auf heterosexuelle Frauen beschränken lassen. Und so ist es auch die Betonung der «wesentlich anderen Erfahrungen als Heterofrauen», die mir übertrieben scheint und die die gemeinsamen Erfahrungen und die gemeinsamen politischen Interessen kaum beachtet.

Was sind dies für «andere Erfahrungen»? Lesben machen generell Erfahrungen der öffentlichen Nicht-Existenz ihrer Lebensform, des Verschwiegenwerdens, der Diskriminierung, die Erfahrung des In-jedem-Fall-für-sich-selber-sorgen-Müssens (Ehe und Mutterschaft steht uns als Rettungsanker bei beruflicher Perspektivlosigkeit nicht zur Verfügung) und die Erfahrung der grösseren Stimmigkeit von politischem Wissen und emotionaler Bindung. Ausserdem jedoch machen Lesben Erfahrungen, die sie mit allen anderen Frauen teilen: Dies sind Erfahrungen der sexuellen Gewalt, Erfahrungen von Benachteiligungen im Beruf, weil sie Frauen sind und Erfahrungen von geringer öffentlicher Beachtung und politischer Repräsentanz.

Nun geht es mir nicht darum, die Unterschiedlichkeit der Erfahrungen zu negieren, sondern vielmehr zunächst zu konstatieren, dass mancherorts über die unterschiedlichen Erfahrungen gleiche Erfahrungen und gleiche Interessen aus dem Blick geraten. Wenngleich z.B. das Nicht-Thema Frauenliebe Lesben anders betrifft als heterosexuelle Frauen, so ist es doch auch eine Beschränkung für alle Frauen, wenn die lesbische Lebensform in der Öffentlichkeit nicht sichtbar ist, wenn sie als Möglichkeit in den Köpfen von Frauen und Mädchen nicht präsent ist. So wird deutlich, dass es politisch unklug ist, davon auszugehen, dass die unterschiedlichen Lebensformen automatisch nur unterschiedliche Erfahrungen und unterschiedliche Interessen hervorrufen. Die Abtrennung der einen von der anderen Lebensform hält beide Frauen in Schach: Die Lesben erscheinen auf diese Weise leichter als kleine marginalisierte Randgruppe der Gesellschaft und entsprechend unwichtig. Die heterosexuellen Frauen andererseits werden durch diese Trennung von der Möglichkeit und der Forderung, ein Leben ohne Mann zu leben, verschont. Die prinzipielle Unentbehrlichkeit des Mannes für die Frau wird nicht angegriffen. Vor diesem Hintergrund sind die vergleichsweise selten auftauchenden lesbischen Ausnahmen vom Patriarchat leichter zu ertragen.

Zusammenfassend möchte ich feststellen, dass wir sowohl bei den «unpolitischen» Lesben, den feministischen Lesben als auch bei den heterosexuellen Feministinnen – unter denen Ausgrenzungen und Hierarchisierungen vorgenommen werden – immer von einem ambivalenten Verhältnis zu patriarchalen Strukturen ausgehen müssen, zwar mit unterschiedlichen Ausprägungen von konformem und subversivem Handeln, aber kaum die unterstellte Eindeutigkeit vorfinden. Im folgenden möchte ich der Frage nachgehen, was Lesben trotzdem dazu führt, sich ein Bild von sich selbst zu machen als die eigentlich «wirklichen» Lesben, die besseren Feministinnen und die so grundsätzlich «anderen Frauen», obwohl dies weder realistisch noch politisch sinnvoll ist.

GRANDIOSITÄT UND OHNMACHT

Das Gefühl von der höheren Moral geht häufig einher mit der Klage über Chancenlosigkeit und Benachteiligung von Lesben, das ein starkes Gefühl von Ausgeliefertsein gegenüber den Männern, den «Heteros», den gesellschaftlichen Zuständen vermittelt. Die Welt will einer Lesbe Böses.

Und in der Tat ist in patriarchalen Gesellschaftsstrukturen mit Diskriminierung und Verschweigen lesbischer Frauen zu rechnen. Auffällig ist jedoch das Ausmass der Gefühle von Ohnmacht und dem sich Ausgeliefert-Fühlen gegenüber Diskriminierungen. Und es ist offensichtlich schwierig zu unterscheiden, in welchen Situationen das Lesbischsein abgelehnt wird und in welchen Situationen es um völlig andere Eigenschaften, Verhaltensweisen, Fähigkeiten etc. geht, die Ursache von Kritik oder Ablehnung sind.

«Als Lesbe war ich denen halt zu radikal», dies ist so eine Äusserung, die entweder nüchtern die Realität beschreibt oder aber das Lesbischsein vorschnell als Ursache für Probleme annimmt, die in Wirklichkeit auf anderem Gebiet liegen. Die lesbische Frau fällt in solchen Situationen selbst auf die gesellschaftliche Bewertung von Lesben herein, sie vollzieht selbst die negative Zuschreibung, indem sie Probleme nur durch ihr Lesbischsein erklärt, womit sie sich selbst handlungsunfähig macht. Ich muss also genauer hinsehen, um genauer politisch analysieren zu können und um mich gezielt wehren zu können.

Diese Handlungsunfähigkeit bestätigt immer wieder neu Ohnmachtsgefühle und verhindert ein Aktivwerden selbst in den gegebenen gesellschaftlichen Spielräumen, geschweige denn, dass diese Möglichkeiten noch ausgeweitet werden könnten. Das beruhigende Gefühl der besseren Moral überdeckt diese deprimierende Situation und garantiert den sich materiell und konkret unterlegen Fühlenden zumindest den moralischen Sieg.

Ausgangspunkt sind hier also Ohn-

machtsgefühle, hervorgerufen durch reale Erfahrungen von Gewalt und Diskriminierung, die nur ausgehalten werden können durch die phantasierte Grandiosität der eigenen Person und Lebensform. Hierdurch wird deutlich, wie verhängnisvoll Grandiositäts- und Ohnmachtsgefühle gekoppelt sind. Die Vorstellung von der eigenen Grösse steht auf wackeligen Beinen, dahinter lauert das Gefühl grosser Ohnmacht, was solange wie möglich und so gründlich wie möglich vermieden wird.

Sicherheitshalber setzt Frau sich folglich auch nur solchen Situationen aus, in denen die eigene Grösse bestätigt wird. Frau bleibt möglichst im engen Kreis Gleichgesinnter und spiegelt sich gegenseitig die eigene Phantasie über sich selbst. Auch nur ein leises «Ankratzen» dieser reinen Moral und Grösse ruft heftige Ablehnung und Abwehr hervor. Der Zusammenbruch des Bildes von sich selbst bzw. der «richtigen» Lesbe muss verhindert werden, denn dies hiesse, mit den eigenen Ohnmachtsgefühlen konfrontiert zu werden.

Die eigene Beteiligung an den patriarchalen Zuständen wird von der «reinen/richtigen» Lesbe vehement verleugnet. Und die Heftigkeit der Abgrenzung von den weniger perfekten Lesben und den heterosexuellen Frauen deutet auf den Kampf gegen das eigene patriarchale Erbe in diesen anderen Frauen hin, gegen die eigenen Tendenzen zur Anpassung, die eigene Ohnmacht. Die phantasierte Distanz zum Patriarchat bedeutet, sowohl völlig frei zu sein von seinem Unrat und seinen Ungeheuerlichkeiten, aber auch frei zu sein von den Möglichkeiten der verändernden Einwirkung. Denn die eigenen Verstrickungen in anderen zu bekämpfen reduziert naturgemäss die eigenen Möglichkeiten zu handeln beträchtlich.

GRÖSSENPHANTASIEN UND POLITISCHE HANDLUNGSFÄHIGKEIT

Kann es denn dann überhaupt so etwas wie eine konstruktive Grandiosität geben? Eine Grandiosität, die ich den Lesben nicht nur lassen will, sondern uns sehr wünsche?

An dieser Stelle möchte ich den aus der Psychoanalyse entlehnten Begriff «Grandiosität», der eine irreal starre Grössenvorstellung einer Person von sich selbst bezeichnet, von «Grössenphantasien» unterscheiden. Während Grandiosität psychisches Wachstum wie auch ein Sich-breit-Machen im politischen Sinne verhindert, meine ich mit Grössenphantasien Vorstellungen, Wünsche, Visionen und Erfindungen, die Frauen nicht lähmen, sondern handlungsfähig machen, um sich politische, soziale und ökonomische Macht zu erstreiten. Zu diesen Grössenphantasien möchte ich anregen, die nicht die Realität verleugnen, sondern über sie hinaussehen können, zu Phantasien über persönliche und gesellschaftliche Möglichkeiten, Phan-

tasien zu lesbischer Repräsentanz in der Öffentlichkeit, Phantasien über eine Vergrösserung der gesellschaftlichen und politischen Bedeutung lesbischen Lebens, das heisst Phantasien, die ermutigen, Veränderungen in die Welt zu setzen. All dies ist jedoch nicht möglich mit der angeekelten Distanzierung von der Welt, die die eigene Beachtung im Grunde gar nicht verdient. Von Interesse ist dann nur die eigene Person und der kleine Kreis von sehr ähnlichen Frauen. Grössenphantasien, die nicht aus Ohnmachtsgefühlen resultieren und die nicht mit moralischem Pathos vorgetragen werden müssen, um Wirkung zu erzielen, gibt es noch viel zu wenig.

Auch der realistische Blick auf die eigene Stärke macht eine Grösse, eine Stärke von Frauen sichtbar, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden sollte. Denn es gehört Mut, Ausdauer und langlebige (nicht nur private) Leidenschaft für Frauen dazu, in dieser Gesellschaft trotz Tabuisierung lesbisch zu leben. Und es gibt Grund genug, stolz zu sein, Frauen zu lieben und – widersprüchlich und wenig perfekt – dies zu leben trotz der «Kräfte, die sie gegen uns aufgebieten hatten». (Adrienne Rich 1982)

Ich wünsche mir, dass die moralische Überhöhung zunehmend weniger notwendig wird als Entschädigung und Ausgleich für erfahrene Demütigung und defensives Versteckspiel. Dies steht sicherlich in Wechselwirkung mit der Realisierung der tatsächlichen persönlichen wie gesellschaftlichen Grösse und der Phantasie von dem, was auf diesem (realen) Boden persönlich und gesellschaftlich möglich wäre.

Und es wäre politisch mehr möglich, wenn Lesben aus ihren Bestätigungsräumen heraustreten würden, nicht nur um frauenpolitische Forderungen um die jeweiligen lesbischen Gesichtspunkte zu ergänzen, sondern um die inzwischen selten hinterfragte Selbstverständlichkeit heterosexueller Lebensform in den Funktionszusammenhang patriarchaler Herrschaft zu setzen. Dies würde zweifellos vielen Themen der Frauenbewegung mehr Radikalität und Konsequenz geben (und den Diskussionen mehr Spannung!). Überall dort, wo es um die Ausdehnung von weiblicher Macht, um die Inanspruchnahme von Raum und Ressourcen für Frauen geht, müssen wir zwangsläufig Bestätigungsräume verlassen, in denen wir politisch nichts bewirken können und wo die Gefahr besteht, dass wir, in ihnen verharrend, schliesslich auch noch aus dieser Nische vertrieben werden.

Ulrike Hänsch

Ulrike Hänsch ist Sozialwissenschaftlerin und Mitarbeiterin im Projekt «Frauen lernen und forschen gemeinsam e.V.» in Wuppertal/BRD

Eine frühere Fassung dieses Artikels ist bereits erschienen in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Nr. 28, 1990.